

Cirkusblut

Roman von
Heinrich Lee,

(14. Fortsetzung.)

Onkel Barnstorf sah seinen Neffen Bruno lange und verwundert an, so wenig er sich sonst über irgend etwas zu verwundern pflegte.

„Warum?“ fragte er endlich.
„Weil ich meinen Beruf aufgeben mußte,“ sagte Bruno — „ich liebe ihn, ihm habe ich zu danken, was ich bin. Er ist mir ein Freund gewesen, bis auf diese Stunde. Er war meine Rettung, als ich ein verlassenes Kind war, er hat mich treu durch mein Leben geführt, er ist mein Glück gewesen. Er war mir treu, so will ich ihm nicht untreu werden, Onkel.“

„Herzlich, ehrlich und warm sprach Bruno diese Worte und ein schöner Glanz trat auf sein Gesicht.“

„Abermals verzog sich Onkel Barnstorf's Miene zu einem Lächeln. Aber diesmal war es ein, wie es noch niemand in seinem ganzen Leben an ihm gesehen hatte. Zuerst wollte es freilich wieder so hochmütig und so satyrisch werden wie sonst, dann aber wurde es anders — fast väterlich, fast milde, fast gut.“

„Ich muß meine Pflicht an dir erfüllen,“ sagte er — „es ist das wenigste, was ich von meiner Schuld an deinen Vater abtragen kann. Noch bin ich nicht tot. Wüßt du auf deine Rechte verzichten, so bleibst du dazu noch Zeit genug. Du sollst mir nur versprechen, noch heute wiederzukommen, damit ich die Sache mit dem Rechtsanwalt in Ordnung bringen kann. Deine Papiere wirst du doch wohl ohnehin einmal nötig haben. Die wenigstens wirst du nicht verschmähen. Versprichtst du mir zu kommen?“

„Ja, Onkel,“ sagte Bruno.
Der Professor hatte Schwester Beate ein für alle mal den Befehl gegeben, wenn Nummer Drei Besuch bekam, denselben, weil sich das mit dem Zustande des Patienten nicht vertrug, nicht länger als eine halbe Stunde zu dulden und dann vernehmlich an die Thür zu klopfen. Onkel Barnstorf kannte diese Rede und geduldig, solange sie für sein Leben noch nötig war, fügte er sich darin. Auch jetzt klopfte es an die Thür — dreimal, genau so, als wenn Curt mit seinem gutgemeinten Eifer über die halbe Stunde blieb.

„Nun magst du fort,“ sagte Onkel Barnstorf freundlich.
Er wollte, sobald Luft er jetzt auch dazu spürte, Schwester Beate für den kurzen Rest nun erst recht nicht Ursache zu einem Aergernisse geben. Er nannte Bruno, der aufgestanden war, noch eine bestimmte Zeit für seine Wiederkehr, dann reichte er, mühsam wie unter der Decke hervorleuchtend, ihm die unheimlich angeschwollene Hand.

„Neb' wohl, und auf Wiedersehen!“
Bruno hielt die schwere dicke Hand in der seinen. Zum erstenmale umspannte er sie und drückte sie dabei. Er wußte nicht, daß sein Druck die tranke Hand schmerzte und doch that dieser Schmerz Onkel Barnstorf's eigenartig wohl.

„Neb' wohl, Onkel!“ erwiderte Bruno.
Weiter wurde kein Wort zwischen ihnen gesprochen. So schloß Bruno hinter sich die Thür.

Zum zweitenmal seit gestern Abend war seine Kindheit leidhaftig vor ihm hingetreten und hatte an sein Herz geklopft, froh und weh. Und doch — er war's zufrieden, daß er kein Kind mehr war, sondern ein Mann, der über sich bestimmen durfte und der das Leben und die Menschen, so meinte er, mit keinen Kinderäugen mehr ansah, und das war gut!

Am Nachmittag, wie er dem Onkel es versprochen hatte, zur festgesetzten Stunde, fand er sich wieder ein. Der Notar, ein alter Herr, war schon zugegen. Die zu erfüllenden Formalitäten waren nicht ganz so einfach, wie Onkel Barnstorf sie sich gedacht hatte, aber sie boten, wie die Dinge lagen, auch keine besonderen Schwierigkeiten. Ihr Zweck, wie Bruno darauf bestand und wie das Onkel Barnstorf auch genügte, sollte sich darauf beschränken, seine Persönlichkeit nur festzustellen, so daß sie für alle Fälle seinen gesetzlichen Ansetzungen mehr unterliegen konnte.

Als Bruno darauf, nachdem der Notar sich längst entfernt hatte, nach einem neuen herzlichen Abschiede von Onkel Barnstorf, der nun vor seinem Ende mit seinen beiden Neffen noch eine solche Versöhnung hatte feiern sollen, sich trennte kam ihm auf der matt beleuchteten Treppe, die er hinunterging, jemand entgegen.

Es war Curt.
Erst auf dem Absatz der Treppe, wo die Gasflamme brannte und ein helles Licht warf, erkannten sie sich beide. Curt fuhr zusammen.

Ruhig ging Bruno an ihm vorüber. Dann stürzte Curt die Treppe hinauf und die Klingel, die er oben zog, klang diesmal beständig als sonst.

Ein unbestimmtes Gefühl, das mit seinen jüngsten Erlebnissen im Zusammenhang stand, führte ihn heute zum zweitenmal her.

In Onkel Barnstorf's Zimmer brannte jetzt die mit einem grünen Schirm besetzte Lampe, es sah trauertlicher und woblischer als am Tage aus. Curt's Antlitz schien in ihrem fahlen Schimmer, als es sich jetzt dem Bett zuwandte, blaß und entstellt. Der Kranke regte sich nicht. Er schlief und er schief ruhig und fest.

Curt räusperte sich.
Der Onkel sollte erwachen. War er erst tot — und er lag schon wie ein Todter da — dann hatte er zum Schlafen Zeit genug. Nur jetzt sollte er wach sein — nur jetzt.
Curt räusperte sich stärker und der Onkel schlug die Augen auf.

„Was willst du?“ fragte er aus den Rippen.

Curt stotterte etwas — ein Weg hätte ihn noch einmal am Haupte vorübergeführt und deshalb hätte er die Gelegenheit benützt, noch einmal vorzusprechen. Stotternd fügte er auch hinzu, daß Onkel Barnstorf ihn nur schweigend, aber durchdringend ansah — und sein Blick hatte dabei wieder das Spöttische — wenn er toden auf dem Treppenaufgang begegnet war.

„Du tust mir leid,“ brach Onkel Barnstorf endlich sein Schweigen und wirklich, in die Miene, mit der er Curt betrachtete, mischte sich jetzt eine Art von ironischem Mitleid — du hast kein Glück. Es ist wirklich dein, liebster Vetter.“

Curt hielt sich an der Lehne des Stuhles fest, der vor dem Bett stand. Die Wände schienen sich zu ihm herabzuneigen und die grüne Lampe hing vor seinen Augen zu tanzen an.

„Was tust du?“ fragte er aus den Rippen.
„Ich,“ sagte Onkel Barnstorf — „und gib dir weiter keine Mühe. Ich habe ihn zu mir rufen lassen und habe mich von seiner Identität überzeugt. Der Notar hat auf meine Veranlassung bereits das Nötige gethan. Ich kann dir nun in nichts mehr helfen. Ich kann dir nur rathen, dich mit deinem Vetter in ein gutes Einvernehmen nun zu setzen. Er ist nach meinem Tode dein einziger Verwandter und er wird dir eine Stütze sein. Er ist ein guter Mensch, er ist trotz seiner Kunsttreierjode ein vornehmerer Geblomm als wir beide zusammen genommen.“

Von der Absicht Brunos, sein Erbe nicht antreten zu wollen, ja, es auf Curt übergeben lassen zu wollen, nicht um ihm ein fürstliches Geschenk damit zu machen, sondern weil es ihm aus andern Gründen widersprach, sagte Onkel Barnstorf nicht. Es war, wie er Brunos Vater gekannt hatte, wohl möglich, daß den jungen Menschen im Grunde eine so romantische Anwendung durchfloß. Aber Onkel Barnstorf urtheilte zu nüchtern und verständlich, als daß er meinen konnte, daß Bruno, wenn diese Anwendung in ihm vorüber war, für die Dauer auf einem solchen Vorhaben beharren würde.

Curt taumelte aus dem Hause.
Seine Zukunft war also nur noch ein wüster Trümmerhaufen. Es stand ihm frei, um einen Almosen zu betteln. Bei wem? Bei ihm — der ihn nun in Abgrund hieß. Auch das noch.

Es schrie etwas in ihm auf. Er knirschte mit den Zähnen. Eine rasende Verzweiflung war über ihn gekommen.

„He!“ rief ihm eine Stimme zu, als er, ohne auf die Vorübergehenden und seine Umgebung zu achten, wie sinnlos über den Damm lief.

Instinktiv drallte er zurück. Ein Wagen jagte dicht vor seinen Füßen vorbei. Wäre er über ihn weggefahren, hätte ihn ein richtiger Hufschlag getroffen — er brauchte dann nicht mehr zu leben.

Nicht mehr leben! Und warum nicht? Das Leben, wenn man nur das nöthige Geld dazu hatte, war noch verlockend genug. Mit tausend Reigen sprühte es ihm noch an. Je fixer der Abgrund war, in dem er jetzt taumelte, umso glühender funkelte das Daseins Lichtglanz ihm entgegen.

Nicht mehr leben! Weil ein anderer noch lebte! Weil dieser andere nicht gestorben war.

Das war's.
Curt ging langsamer.

Er hatte eine menschenleere bunte Straße erreicht, die an einem Canal entlang lief. Schwarz und flimmend röhren einige beladene Rähne auf dem trüben Laternenlicht. „Kimmernden Wasser.“ Der Regen hatte wieder begonnen, aber Curt spürte ihn nicht.

Er brütete über etwas vor sich hin.

Die einsame und finstere Straße wachte zu dem, was sich in seinem Kopfe nun zu regen begann.

Es handelte sich dabei um Sennor Narvaez.

Seute war mit ihm nicht mehr zu reden. Entweder war er noch betrunnen oder er war um diese Zeit gewiß bereits im Cirkus.
Aber morgen!
Nimmer langsamer ging Curt, als fühlte er sich in dieser Gegend, wo er kein Menschenantlitz zu sehen und zu fürchten hatte, wohl.

Schwarz und träge rann unten zu Füßen des Steinbammes der Fluß vorbei. Im Hause der Laternen fliegen die und da, wo das Wasser an die Planken der Köpfe schlug, weiße Blasen auf, die wieder zerplatzten.

Curt hatte sich auf eine Bank gesetzt, die im Wege stand und seine Augen blickten an der trüben Fläche unten. Ein Geräusch von Schritten drang jetzt aus der Nähe. Es kam jemand heran. Curt fuhr auf. Wie ein Schatten ging der Nacheinander an ihm vorüber. Was wollte außer ihm noch jemand hier?

Ober gab es noch andere Leute, die Grund hatten, sich in die dunkle Einsamkeit hierher zu flüchten?
Von neuem fuhr er zusammen.
Der Wind spielte in den schon taubl gewordenen Bäumen, mit denen das Alter hier besetzt war. Ein Aß hatte getraut und leise prasselnd fiel er vor Curt auf die Erde.
Warum erschreckte ihn das?
Eine Stimme gellte ihm in die Ohren und sie schrie — Mord!

XIII.

Mademoiselle Dodo, die neue schöne Reiterin im Cirkus Rapp, schien thätig, wenigstens was das Vorgesandte betraf, zu einer Zugkraft werden zu wollen. Eigentlich war es ganz gleichgültig, was sie auf ihrem Pferde machte. Sie sah so hübsch aus, daß es sich schon lohnte, sie nur anzusehen zu können.

Seit einigen Abenden tritt sie dann und wann in einer Vorstellung ein. Das wird durch und zwar mit Mr. Wheeler, zuletzt, während er mit je einem Weib auf den beiden Pferden stand, schwang sie sich auf seine Schulter, das rechte Bein in die Höhe gehoben, das linke nur leicht von seiner Hand erhüht und so jagte das Paar, wie mit einander zusammengehörig, unter dem ausbrechenden Entzücken des Publicums, das seit langer Zeit eine solche Leistung nicht mehr gesehen hatte, durch die Menge.

Nachmittags, wenn Mademoiselle Dodo probirte, fanden sich häufig Offiziere und andere Cavalare, vertraute Bekannte des Directors, ein, um auch hier die junge Dame zu bewundern. Beeinträchtigt wurde dies Vergnügen nur durch den Umstand, daß jedesmal auch ihre Mutter dabei zugegen war und daß es eigentlich schwer war Mademoiselle Dodo zu einer Unterhaltung zu gewinnen. In einem Club behauptete sogar ein wegen seiner Abenteuererlicher Sportsmann, der gleichfalls die Ehre ihrer Bekanntheit genoss, Dorchens sei zwar hübsch und eine gute Reiterin, aber im Grunde ein langweiliges Gänsechen, um das es sich nicht lohne, sich weitere Mühe zu geben und was ihre Mutter betraf, so sei es mit dieser nicht besser bestellt. Dennoch behielt Dorchens ihren Hofstaat, nur daß die vornehmeren und reicheren Herren in Berlin, wie Mama Schäffer bald gewahr wurde, noch weniger Lust hatten, als anderswo, sich gegen Dorchens zu einem wirklichen Geirathsantrag zu entschließen. Ein einziger unter Dorchens Hofstaat hatte ihr im Anfang eine gewisse Hoffnung eingeblüht, das war Herr von Prevor.

Herr von Prevor hatte sich durch Bruno's eigene Vermittlung mit Dorchens bekannt machen lassen. Es war zu einem Nachmittag, als Dorchens, die nun als engagiertes Mitglied gleichfalls die Pantomime mitzutreten hatte, zu diesem Zwecke die „Kastaden“ probirte, eine Bretterbahn, die aus der Manege schräg hinauf bis an das Orchester gebaut wurde. Bei dem ersten Anlauf brachte Dorchens ihr Pferd nicht genügend auf die Hinterhand, den Zuschauern entfuhr ein gemeinamer Schrei und Dorchens stolte mit ihrem Pferde, das sich außerdem noch überfällig, die Bahn wieder hinab. Als wäre nichts geschehen, stand sie unten wieder auf. Wieder ihr noch dem Pferde war das Geringste dabei passiert und hätte man Dorchens ein paar Wochen später noch einmal nach dem Vorfall gefragt, so hätte sie ihn sicherlich, wie jeder andere Künstler, dem das Gleiche passiert wäre, vergesen gehabt. Mit seiner üblichen Artigkeit hatte Herr von Prevor, nachdem Bruno ihm seinen Wunsch erfüllt, ihr seinen Glückwunsch ab und in der Vorstellung am Abend wurde Dorchens vor dem Publicum ein prächtiges Bouquet überreicht, wie das den Künstlerinnen gegenüber, soweit er ein Interesse für sie hatte, Herr von Prevor's alte Gewohnheit war. Seit diesem Abend fehlte er, um Dorchens seine Huldigungen darzubringen, in der Probe und in den Vorstellungen selten. Mama Schäffer scherzte ihm ihre entsetzliche Sympathie. Er war nicht nur artig gegen Dorchens, er war auch artig gegen sie selbst, was sich von den andern bisherigen Verehrern Dorchens nicht immer sagen ließ. Außerdem war Herr von Prevor, wie sie erfahren hatte, ein reicher Mann. Was ihre anfänglichen Hoffnungen aber wieder herabstimmte, bestand darin, daß er seine mit Dorchens angefangenen Beziehungen über die Grenze der Bemerkung und Verehrung eines Kunstfreunds hinaus nicht ausdehnen zu wollen schien. Artig war er, aber sehr artig — auch das kann also ein Fehler bei einem Manne sein.

Es konnte beinahe scheinen, als ob Bruno sein fülles Vergnügen an den Huldigungen hatte, die sein Freund — denn das war Herr von Prevor nun geworden — Dorchens zu Füßen legte.
Herr von Prevor wachte nun, wie sein Name, was seine Bekanntschaft war. Charlotte hatte es ihm gesagt und mit dem weiteren Zusammenhange hatte

Bruno ihn schließlich selbst bekannt gemacht. Die Art und Weise zudem, wie Bruno sich Charlottens seinem Vetter gegenüber angenommen, hatte schließlich beide einander so nahe gebracht, wie eine langjährige Freundschaft.
„Ich bin Ihnen nun auch eine kleine Aufklärung schuldig,“ sagte Herr von Prevor am ersten Abend, als er nach seiner Rückkunft mit Bruno wieder zusammentraf und alle diese Dinge unter ihnen nun besprochen waren, mit einem verschmitzten Humor — „haben Sie sich über den Auftrag, den ich Ihnen bei meiner Abreise an meine Cousine gegeben habe, nicht ein wenig geirrt?“

„Eigentlich ja,“ erwiderte Bruno ebenso.
„Ich will Ihnen jetzt eine Erklärung dazu geben,“ fuhr Herr von Prevor fort.

Er machte dabei wieder ein so verschmitztes Gesicht und Bruno dachte dabei wieder so sehr an alle Einzelheiten, die ihm bei seinen Ausritten mit Charlottens an ihr aufgefallen waren, daß eine behagliche gelinde Neugier über ihn gekommen war.

„Es handelte sich für mich um ein kleines psychologisches Experiment, ich habe Ihnen damals erzählt, Charlotte hätte Gejellen an Ihnen gefunden. Damals habe ich Ihnen nicht die Wahrheit gesagt. Charlotte empfand damals wohl auch ein wärmeres Gefühl für Sie. Sie ist nun einmal ein Wesen, über die ein Eindruck, selbst der flüchtigste, leicht Macht gewinnt. Sie dürfen sich schmeicheln, diesen Eindruck schon an jenem Abend, bei Ihrem Debüt, in ihr erregt zu haben. Ihre persönliche Bekanntheit hat ihn dann verstärkt. Sie war, als sie das in sich verspürte, gewiß erst zornig über sich, dann überlegte sie mit mir darüber und versuchte, sich ihr Gefühl vor sich hinzugestülpen. Eine vornehme Dame, die sich für einen Kunsttreier interessiert, war für sie nicht „Ladulle“. Ich hatte zu verreisen und für ein paar Tage sie allein zu lassen. Täglich waren Sie in ihrer nächsten Nähe und doch, wie durch eine unüberbrückbare Kluft von ihr getrennt. Ich war der einzige, der ihr sonst die Zeit vertreibt. So sicher ich im Grunde auch Charlottens war, so mußte ich doch, wie sie dies Gefühl der Langeweile, die sie nun empfinden mußte, beunruhigen. Wie ihr Bild ihre mühsige Phantasie dann nur noch um so mehr beschäftigen würde. Besser war es, sie genoss Ihre Gesellschaft statt in der Phantasie — in der Reelität, das heißt: ich brachte selber Sie mit ihr zusammen. Das konnte nun nicht harmlos gesehen, als daß ich Ihnen während meiner Abwesenheit meine Stallmeisterdienste bei ihr abtrat. Eine solche Grobtheit, eine so delicate Erfüllung ihres stillen Wunsches, den sie sich vielleicht nicht einmal selbst gestand, mußte mir in ihren Augen ein Relief verleihen, als auch meine eigenen geheimen Wünsche fördern. Es handelte sich um mich nur noch um eins: Ihrem Zusammensein mit ihr einen harmlosen Charakter zu bewahren. Gaben Sie ihr nun gelegentlich, den guten Rath, sich zu verheirathen, das heißt mit einem andern, so war das der deutlichste Fingerzeig für sie, daß Sie für sie unempfindlich geblieben wären. Das mußte sie erst reizen, dann beleidigen und das Ende mühte sie, daß sie ihren Weg zu sich wieder zurückfand. Das war alles, was ich haben wollte. Es war der beste Weg, der sie auch zu mir noch führen wird. — Jetzt habe ich kein Geheimniß mehr vor Ihnen. Das soll mein Dank für die freundliche Mühe sein, die Sie sich um mein Willen mit ihr geübt haben. Halten Sie mich nun für einen Mephisto oder nicht?“

Bruno lachte.
„Und nun bitte ich Sie noch zum Schluß,“ sagte von Prevor — „daß Sie mir erlauben, Fraulein Dodo für eine kurze Dauer auch noch weiter ein bißchen den Hof machen zu dürfen. Auch das gehört noch zu meiner Politik!“

Bruno erröthete.
„Erlauben Sie es mir?“

„Bitte,“ sagte er endlich und er stimmte in den Ton Herrn von Prevor's heiter ein.
Liebe er denn Dorchens? Es mußte wohl so sein. Es war das erste Mal, daß die Liebe sein Herz berührt hatte und doch war es ihm, als ob das Gefühl, das er für Dorchens hegte, schon so alt war, als er sie kannte. Ein Samenorn war es damals gewesen, nun war ein Baum daraus geworden, ein Baum, der einem Christbaum gleich, an dem die Lichter glänzten und Zunderwerk und goldene Nüsse hingen. Seit er ein Wagen geworden war, hatte ihm niemand einen Weihnachtsbaum mehr angeheißt. Das hatte nur einst sein Vater gethan — damals als er ein Kind war. War er nun ein Kind wieder geworden — weil der Baum ihm wieder glänzte mit seinen Lichtern und den goldenen Nüssen und dem Zunderwerk? Seit er mit Dorchens die Pas de deu tritt, war er mit ihr noch vertrauter geworden. Es kam ihm kurios vor, daß er sie mit „Sie“ anredete. War es zwischen ihnen nun nicht ganz wieder so wie einst? Die Herren, die sie umschwärmten, waren für sie ganz daselbe, wie einst die Hausbewohner, die wohlgefällig, auf sie nieder saßen, ihr Bonbons schenkten und ihr das Gesicht schmeichelten, ohne daß ihr diese Schmeicheln ins Gemüth gegangen wären. Eiferfüchtig machten sie ihn nicht. Es mußte wohl so sein, die Liebe war in seinem Herzen aufgegangen und Dorchens war darin die Königin geworden.

„Aber liebte sie ihn wieder? Das

wußte er nicht. Gut und freundlich war sie zu ihm, war mehr als zu irgend einem andern Menschen. Liebte er in der Probe mit ihr einen neuen Trick ein, so gekehrte sie seinen Weisungen wie einem Lehmeister, der über ihr stand. War alles dann gelungen, so strahlten ihre Augen ihm mit frohem, hellem dankbaren Glanze an und auch der Respekt stand darin, den sie als Künstlerin vor seiner überlegenen Erfindungsgabe und Technik empfand. Mühte sie ihn deshalb aber auch lieben, so wieder lieben wie er sie?

Er hätte sie darum fragen müssen. Aber die Frage wollte ihm nicht über die Lippen treten. Was war es, was ihm den Mund verschloß? War es Scham? War es Furcht? Ja — Furcht! Daß sie seine Frage vielleicht garnicht verstehen würde, daß sie gar nicht wissen würde, was Liebe war. Daß sie — ein Kind, das sie geliebt war — ihn dann verwundert ansah: „Was meinst du?“

Wenn er während der Arbeit ihrem Körper an dem seinen fühlte, warm und leicht und süß, durchdrachte ihn ein elektrischer Strom und doch mußte er seine Ruhe und Kaltblütigkeit in ihrem ganzen Maße bewahren, um sich auch vor dem kleinsten Verlehen zu hüten, das ihm und ihr den Tod bringen konnte.

So flohen sie Abend für Abend auf ihren Pferden vor den Augen der Zuschauer dahin, die nur versammelt waren, um sich an ihren Kunsttücken gütlich zu thun und teils von ihnen allen konnte ahnen, was in dem Herzen, das unter dem bunten Filzkleide schlief, ihr Träume lebten. An eine solche Liebe in einem solchen Aelde hatten sie wohl nicht gedacht. Nur was Dorchens Mutter betraf, nur darüber war sich Bruno im Klaren.

Wenn Dorchens einmal heirathet, hatte sie bei einer passenden Gelegenheit, während Dorchens gerade nicht dabei war, und in einer nicht mißzuverstehenden Absicht zu ihm gesagt — „dann darf es nur ein vornehmer und reicher Mann sein. Einem anderen gebe ich sie nicht, einem vom Geschlecht recht nicht. Darauf halte ich den Daumen, dabei bleibt es, das kann sich jeder, der sie haben möchte, merken.“

Das war von Frau Schäffer klar und deutlich gesprochen und wer im Speziale dieser „Jeber“ war, der sich das merken sollte, auch das war klar und deutlich.

Bruno dachte an seine jetzigen Beziehungen zu seinem Onkel und daß es nur in seiner Hand lag, in vielleicht schon kürzester Zeit der vornehme und reiche Mann zu sein, wie ihn Frau Schäffer sich für Dorchens wünschte. Dann konnte sie gegen ihn nichts mehr einzuwenden haben und Dorchens war ihm unter solchen Umständen, selbst wenn sie seine Liebe nicht erwiderte, sicher. Aber er hina dem Gedanken nicht nach. Es war für ihn etwas Unmögliches.

Auch der Onkel selber sprach nicht mehr davon. Schon seit Tagen war er nur noch ein Sterbender. Bruno besuchte ihn zuweilen. „Onkel Bernhard“ nannte er ihn jetzt und er hatte den Mann, der einst sein und seines Vaters schlimmster Feind gewesen war, nun fast lieb gewonnen. Sein körperlicher Verfall hatte ihm nichts von seinem klaren Geiste geraubt, er erzählte Bruno viel, sogar Bruno mit Rücksicht auf seine noch alimenden Kräfte nicht selbst ihn zur Ruhe zwang, von dem Vater und der Jugendzeit und er freute sich nun beinahe auf den Tod. Seinem Vetter Curt war Bruno in diesem Hause nicht mehr begegnet, so wenig, wie irgendwo anders. Auch sagte ihm der Onkel, daß Curt ihn nicht mehr mehr“ fügte er mit seinem alten satirischen Lächeln hinzu.

„Wie wird es noch mit mir und Dorchens werden?“ dachte Bruno.
Aber es wollte sich in seinem Kopfe keine Antwort auf diese Frage finden.

Ein paar Wochen — und Dorchens Engagement im Cirkus Rapp war abgelaufen.

Wenn sie dann wieder auseinander gingen? Wenn sie vielleicht sich niemals wiedersehen? Wenn ein anderer Mann sie endlich zur Frau bekommen würde?

Und Bruno sah sein zukünftiges Leben vor sich sitzen.
Es war eine öde Wüste ohne Ende. Er hatte seine Freude mehr auf Erden — auch nicht an seiner Kunst.
Gib es noch etwas Schöneres, als es die Kunst war, auf der Welt?
War das vielleicht die Liebe?

XIV.

Schon an dem Abend, der jenem, an welchem er durch den Onkel von seinem nunmehrigen Schicksale unterrichtet worden war, folgte, sah Curt wieder, und zwar in demselben Weinlokal, wie am vorhergehenden Tage, mit Sennor Narvaez, bei einer Flasche zusammen.

Curt hatte Sennor Narvaez ein Briefchen geschickt, worin er schrieb, daß er an diesem Orte noch einmal über die Bereiter-Angelegenheit mit ihm zu sprechen wünschte, weil sie gestern nicht ganz zu Ende damit gekommen wären. Der Wirth sah sie diesmal mißtraulich und mürrisch an. Im Hinterzimmer, sagte er, wäre heute Abend eine geschlossene Gesellschaft und deshalb müßten sie im Vorderzimmer bleiben. Auch würde das Lokal — es war nach Schluß der Cirkusvorstellung, als Sennor Narvaez eintraf — schon um elf geschlossen. Aber auch in diesem Vorderzimmer, in welchem sich der Wirth nur selten bilden ließ, da er im Hinterzimmer die

Gesellschaft mit den nothwendigen Getränken zu versorgen schien, denn ein Kellner war nicht vorhanden — fand sich noch ein Plüsch, an welchem sich Curt mit seinem neuen Bekannten so unterhalten konnte, daß unbefugte Ohren, zu denen auch die des Wirthes gehörten, von dieser Unterhaltung nichts vernehmen konnten.

Curt glaubte, seinen neuen Freund schon zur Genüge nun zu kennen, um ohne weitere Umschweife auf sein Ziel losgehen zu können. Die Person, die das Ziel repräsentirte, stand Sennor Narvaez nicht weniger im Wege als ihm selbst. Mit sich selber, mit seinem eigenen Gewissen war er fertig. Was gestern der dunkle regnerische Abend an den Lippen des einsamen Canals in ihm gezeitigt hatte, das stand in ihm nun unverrückbar fest. Es hatte nur noch ein Barnstorf, wenn der Onkel erst gestorben war, auf der Erde blüht.

Was Sennor Narvaez dabei thun sollte, das war ihm immer noch nicht klar geworden. Nur ihre gemeinschaftlichen Interessen, der Umstand, daß sein neuer Freund und Bruno, weil sie denselben Kreis angehörten, in nächster Nähe sich standen und endlich die ganze Persönlichkeit des bedauern Spaniers standen ihm vor Augen.

Nach einigen Präliminarien, wobei Sennor Narvaez sofort der Flasche zuzusprechen anfing, stellte Curt plötzlich an ihn die Frage, welcher Juez von beiden er den Vorzug gäbe — als Vereiter zu „gehen“ oder aber der Erfüllung seines Lebenswunsches, der Begründung seines geliebten Cefe.

Sennor Narvaez that einen Fluch. Wenn er das Geld zu seinem Cefe hätte, so wollte er auf jedes Engagement, gleichviel was für eins, in dem er sich um einen Herren zu scheren hatte, pfeifen.

„Wenn ich Ihnen nun das Geld verschaffen könnte,“ fragte Curt.
Sennor Narvaez sah Curt mit großen, dummen Augen an.

Curt hatte zu seinem Spanier ein unbearbeitetes Vertrauen gefaßt. Nach und nach erzählte er ihm die ganze Geschichte der Barnstorf's, und erklärte ihm, daß auch Mr. Wheeler ein geborener Barnstorf, nämlich sein Vetter war, und präsumtiver Erbe des Majorats. Wäre dieser Erbe, wie es schon den Anschein gehabt hatte, verstorben, wäre er heute ein tochter Mann, so wäre das Majorat auf ihn, Curt selber, übergegangen und dann hätte er Sennor Narvaez mit der gewöhnlichen Geldsumme gefällig sein können. In seinen jetzigen Verhältnissen war er leider ein Proletariat.

Nach der zweiten Flasche war es Sennor Narvaez klar geworden, was Curt eigentlich meinte. Nämlich, daß derjenige, den er so glühend liebte, der tochte Mann erst sein mußte, bevor Curt in der Lage war, die Summe Geld, um die es sich für ihn handelte, ihm spendieren zu können.

Curt füllte ihm wieder das leere Glas. Aber Sennor Narvaez trank nicht mehr. Wüßig war er ganz nüchtern geworden und das wollte er bleiben.

In Brasilien hatte er vor Jahren eines Abends während der Vorstellung am Buffet aus Eiferstich einen Mann tobtgeschossen. Sein Ausseher, der Juez gewesen war, schmerzte vor Gericht, daß er von dem andern thätlich angegriffen worden war und daß sein Herr aus Nothwehr gehandelt hätte. Es war ein Meineid, aber das Gericht sprach unter diesem Zeugniß den Verurtheilten frei.

In diese seiner Erinnerungen dachte Sennor Narvaez jetzt.
Reiner der beiden Herren sprach mehr ein Wort.

Einständig rauchte die Gasflamme in dem stillen Raum. Der Wirth hatte vor der Thür die Jalousie heruntergelassen und schien diese beide Gäste, weil Curt noch eine Flasche Champagner bestellt und weil sie ihm sonst nicht mehr gefährlich vorkamen, vergessen zu haben.

Nur aus dem Nebenzimmer drangen dann und wann gedämpfte Laute herein und mischten sich in das Schweigen.
Sennor Narvaez aucte in sein Glas und bremte langsam dessen Fluß hin und her.

Seinen Ausseher hatte er zwar noch, aber er war hier nicht in Brasilien, er war in einer deutschen Stadt.
„Ich habe einmal eine Geschichte gehört,“ sagte Curt endlich, als Sennor Narvaez seine Worte fand, — eine Geschichte von einem Trapezünstler. Mitten in seiner Production riß der Strich, an welchem das Trapez hing. Er brach dabei das Genid. Kein Mensch konnte später beweisen, daß der Strich, an welchem das Trapez hing, etwa durch eine böswillige Hand vorher schon durchschnitten worden war.“

Er wußte, daß Sennor Narvaez ihn verstanden hatte. Worum also sich einen Zwang noch aufzulegen?
„Das war ein Trapez,“ erwiderte der Spanier — „ein Trapez ist nicht ein Pferd.“

Das war richtig. Aber sollte Sennor Narvaez so wenig Phantasie besitzen, um nicht auch mit einem Pferde irgendwie fertig zu werden?
Es betrug noch eine Viertelstunde. Der Wirth kam zurück. Curt sah, als er hereintrat, den Rest der noch halb vollen Champagnerflasche in den Weinlokal — es war nach Schluß der Cirkusvorstellung, als Sennor Narvaez eintraf — schon um elf geschlossen. Aber auch in diesem Vorderzimmer, in welchem sich der Wirth nur selten bilden ließ, da er im Hinterzimmer die

(Fortsetzung folgt.)